

Stephan Rietmann · Gregor Hensen (Hrsg.)

Tagesbetreuung im Wandel

Stephan Rietmann  
Gregor Hensen (Hrsg.)

# Tagesbetreuung im Wandel

Das Familienzentrum  
als Zukunftsmodell



**VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2008

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2008

Lektorat: Monika Mülhausen

Der VS Verlag für Sozialwissenschaften ist ein Unternehmen von Springer Science+Business Media.  
[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-15618-7

# Inhalt

Einleitung .....	9
------------------	---

## I. Ausgangslage und Herausforderungen

*Athanasios Chasiotis*

Über (die Illusion der) Betreuungsalternativen und den Preis der Freiheit. Evolutionsbiologische und entwicklungspsychologische Aspekte frühkindlicher Erziehung .....	15
--	----

*Stephan Rietmann*

Das interdisziplinäre Paradigma. Fachübergreifende Zusammenarbeit als Zukunftsmodell .....	39
---	----

*Karin Böllert*

Zauberwort Vernetzung? Strukturelle Rahmenbedingungen von Familienzentren .....	59
---	----

*Stephan Maykus*

Frühe Förderung und Bildung von Kindern. Potenziale von Familienzentren aus sozialpädagogischer Sicht .....	69
---	----

*Waltraud Lorenz*

Aufwachsen in Benachteiligung: Kinder und Jugendliche in Armutslagen .....	89
---	----

## II. Grundlagen und Bausteine für einen Wandel

*Sybille Stöbe-Blossey*

Qualitätsentwicklung und Qualitätssteuerung in Familienzentren .....	101
--	-----

<i>Martin R. Textor</i> Vernetzung von Kindertageseinrichtungen mit psychosozialen Diensten .....	121
<i>Gregor Hensen</i> Gesundheitsförderung und Prävention in der Tagesbetreuung .....	133
<i>Marjan Renić, Stephan Rietmann</i>  Die Chancen des Anfangs nutzen .....	153
<i>Stefan Meinsen</i> Von der Betreuungseinrichtung zum Familienzentrum. Den Wandel erfolgreich gestalten .....	169
<i>Stefan Löchtefeld</i> Netzwerkmanagement im Familienzentrum .....	183
<i>David Scheffer</i> Individuell Motivieren. Herausforderungen an Leitung und Fachkräfte im Familienzentrum .....	203

### **III. Praxis, Modelle und professionelle Entwicklung**

<i>Martin Hillenbrand, Stephan Rietmann</i> Entwicklungsnetzwerk. Ein Baustein auf dem Weg zum Familienzentrum .....	223
<i>Sabine Hebenstreit-Müller</i> Early Excellence: Modell einer Integration von Praxis-Forschung-Ausbildung .....	237
<i>Axel Heitmueller, Chris Cuthbert</i> Transforming early years provision The ambition of a better start for all .....	251

---

<i>Gerda Anna Ribbert</i> Mensch im Zentrum. Die Niederlande als Vorbild für Kompetenzlernen und persönliche Entw und Pädagogen in Deutschland?.....	263
<i>Eva J. Lindner, Karin Sprenger, Stephan Rietmann</i>  Ein Überblick über die Pilotphase.....	277
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren .....	293

# Einleitung

Die Diskussion um den Stellenwert früher Bildung im Prozess des Aufwachsens hat seit einigen Jahren die Tagesbetreuung erreicht. Nicht zuletzt haben die Ergebnisse der PISA-Studie den besonderen Stellenwert von elementarer, vorschulischer Bildung in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerückt, aus denen insbesondere neue Strategien des Bildungserwerbs für kleine Kinder ableitbar werden. Dabei ging es aber nicht darum, den bisherigen Ansatz frühkindlicher Tagesbetreuung in Deutschland grundsätzlich in Frage zu stellen, denn gerade dieser Bereich institutioneller Erziehung, Betreuung und Bildung kann seit vielen Jahren eine hohe Akzeptanz im europäischen und außereuropäischen Ausland aufweisen. Die gerade in Deutschland über Jahrhunderte gewachsene erziehungswissenschaftliche Tradition spiegelt sich noch heute in pädagogischen Konzepten wider. Vielmehr geht es bei der Aufgabenkritik im Bereich der öffentlichen Erziehung um den Stellenwert der Bildung, die im Zusammenspiel unterschiedlicher pädagogischer Methoden und Ziele (wie z.B. dem spielerischen Erlernen von Handlungskompetenzen oder soziale Fähigkeiten, Vorbereitung auf Schule, Verhaltenserziehung oder gesellschaftlichen Integrationsleistungen) nicht ausreichend Berücksichtigung findet und so wertvolle Jahre im Entwicklungsprozess, in denen das Kind über enorme Lernsubstanz verfügt, nicht optimal genutzt werden.

Ein weiterer Aspekt im Zusammenhang mit explizit geäußerten Veränderungsvorstellungen hinsichtlich der Tagesbetreuung berührt die Versorgung des Kindes *und* der Familie mit Hilfen und Unterstützungsangeboten, die über das konzeptionelle Programm der etablierten Tagesbetreuung hinaus gehen. Dabei spielen auf der einen Seite die Organisation von flankierenden Maßnahmen für die Entwicklungsförderung eine wichtige Rolle, auf der anderen Seite erlangt die Einrichtung der Tagesbetreuung eine exponierte Stellung, wenn es darum geht, Störungen und evtl. Beeinträchtigung im Entwicklungsverlauf des Kindes festzustellen.

Fachkräfte in Kindertagesstätten und Kindergärten sind vor dem Hintergrund sich verschärfender gesellschaftlicher Veränderungen, die z.B. durch die Zunahme von Armut, Überforderung von Eltern bei der Erziehung oder Missachtungen von Kinderrechten sichtbar werden, mit der Herausforderung konfrontiert, Kinder im geeigneten Maße zu fördern, zu erziehen und auf die Zukunft vorzubereiten. Gleichzeitig bedeutet dies, adäquate Maßnahmen für dieses veränderte erzieherische „Passungsverhältnis“, das durch neue gesellschaftliche

Integrationsanforderungen erforderlich wird, zu kennen, zu vermitteln und ggf. bereitzustellen.

All diese Anforderungen, die über den isolierten Blick auf das sensible Lebensalter von 0 bis 6 Jahren hinausgehen und stets die lebenszeitliche Entwicklung sowie die ganze Familie im Blick haben, sind mit den herkömmlichen Verfahren, institutionellen und fachlichen Grundbedingungen nur erschwert einzulösen. Ihnen folgt der Ruf nach einer Veränderung, der sich aktuell in der besonderen Fokussierung auf ein Modell zu erkennen gibt, das die Familie als Ganzes sowie frühkindliche Fähigkeiten und Bedürfnisse, die heute auf anderen wissenschaftlichen Erkenntnissen fußen als z.B. noch vor 10 oder 20 Jahren, in den Mittelpunkt stellen. Gemeint ist hier die Entwicklung so genannter *Familienzentren* oder auch *Eltern-Kind-Zentren*, die ein Zukunftsmodell für die Verschränkung der genannten Anforderungen darstellen können.

Das Familienzentrum wird in diesem Band lediglich als Modell angeführt, das symbolhaft für einen Wandel in dem Bereich der Jugendhilfe stehen kann, der für die elementarste Lebenszeit eines Menschen verantwortlich ist. Die Bedeutung dieser sensiblen Phase für die Entwicklung des Kindes ist seit langem bekannt; vor dem Hintergrund einer – vor allem in Deutschland geführten – Grundsatzdiskussion über angebliche negative Einflüsse einer frühkindlichen Betreuung außerhalb des Elternhauses wurde die institutionelle Tagesbetreuung mehr und mehr als reine Betreuungseinrichtung etikettiert, was den fachlichen Zielen und traditionellen Theorien dieses pädagogischen Settings nicht gerecht wird. Doch der alleinige Verweis auf früh vermittelte Bildung und Förderangebote greift zu kurz, wenn er den Einfluss des familialen Milieus unberücksichtigt lässt. Die Rezeption von Bildungsinhalten und ihre Verwertung im frühen Kindesalter gelingen vor allem auf der Grundlage sicherer Bindung. Die hieraus ableitbare Verantwortung der Eltern(teile) hinsichtlich der Schaffung geeigneter Lern- und Entwicklungsbedingungen kann nicht durch institutionelle Formen der Tagesbetreuung ersetzt werden. Vielmehr verweisen die empirischen Ergebnisse der Bindungsforschung auf eine unverzichtbare, konstruktive Zusammenarbeit von Eltern, Kindern und Tageseinrichtung.

Abseits von der z.T. durchaus gerechtfertigten Kritik an die ideologisch gefärbte Diskussion um die „richtige“ frühpädagogische Maßnahme, die eher auf Glaubensfragen beruht als auf aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen, gibt das Kinder- und Jugendhilfegesetz (SGB VIII) Hinweise auf die Funktion von Tagesbetreuungseinrichtungen. Kindertageseinrichtungen sind qua Gesetz als Teil der Jugendhilfe zu sehen. Das macht der Gesetzgeber in der Form deutlich, dass er diesen sensiblen Bereich nicht, wie es z.B. in den meisten anderen europäischen Ländern der Fall ist, dem Bildungsbereich und somit der Schulgesetzgebung zuordnet, sondern als eine vom Grunde her sozialpädagogische Leistung.



Durch die angestoßene Bildungsoffensive als PISA-Folge erlangt der Bildungsaspekt in diesem Bereich allerdings eine solche Überhöhung, dass Tageseinrichtungen zunehmend lediglich als „Elementarbereich des Bildungssystems“ gesehen werden. Unstreitig ist, dass Bildung und die qualitative Förderung von Bildungsinhalten in der frühen Kindheit einen Modernisierungsschub benötigen; diesen allein aber als Vorbereitungsinstanz für den Eintritt in das Schulleben zu sehen, klammert gerade den sozialpädagogischen Anspruch auf Ausgleich von sozialen und regionalen Disparitäten, sozioökonomischen und kulturell bedingten Benachteiligungen oder gesundheitlicher Ungleichheit völlig aus. Es gelingt dem deutschen System Schule seit je her nicht, herkunftsspezifische Bildungungleichheiten abzubauen, die bereits mit dem Eintritt in die Grundschule manifestiert werden und sich im späteren Schulverlauf reproduzieren. Dem sozialpädagogischen Charakter von Tageseinrichtungen, der sich lebensweltlich und sozialräumlich ihren Adressaten zeigt, liegt es didaktisch und methodisch näher, Bildung auf eine Stufe mit Erziehung, Betreuung und Versorgung zu stellen und hier Zugänge zu entwickeln, bei denen Bildung nicht nur Vorbereitung und Einpassung bedeutet, sondern spezifische Förderung beinhaltet, in denen biographische und herkunftsbedingte Elemente Berücksichtigung finden. Elementarbildung wird nicht nur als Teil des Bildungssystems (z.B. Grundschule) zur staatlichen Pflichtaufgabe. Das SGB VIII weist grundsätzlich auf die Aspekte Bildung, Betreuung und Erziehung hin und sieht diese Trias als Teil des Förderauftrags, der sich auf die soziale, emotionale, körperliche und geistige Entwicklung des Kindes bezieht (§ 22 Abs. 3 SGB VIII).

Mit der Entwicklung von Familienzentren geht eine bemerkenswerte Aufwertung von Kindertageseinrichtungen einher. Familienzentren sollen die Funktionen der Betreuung, Bildung und Beratung fachlich bündeln und zu Knotenpunkten sozialräumlicher Gestaltungsprozesse werden. Um diesen Anspruch zu erfüllen, sind Kindertageseinrichtungen und deren Partner im Familienzentrum gefordert, eine Vielzahl paralleler Gestaltungsaufgaben wahrzunehmen. Mit diesem Sammelband verfolgen wir die Zielsetzung, die verschiedenen fachlichen Aufgabenstellungen, die mit den aktuellen Veränderungen einhergehen, in den Blick zu nehmen. Der Dynamik des offenen Entwicklungsprozesses entsprechend legt dieser Sammelband keine theoretisch geschlossene Perspektive dar. Vielmehr stellen die in Wissenschaft und Praxis in unterschiedlichen Kontexten tätigen Autorinnen und Autoren in ihren Beiträgen vielfältige Aspekte vor, die beim Wandel der Tagesbetreuung aus entwicklungspsychologischer, erziehungswissenschaftlicher und organisationswissenschaftlicher Sicht relevant erscheinen. Neben den auf die Situation in der Bundesrepublik Deutschland ausgerichteten Artikeln wird auch dargestellt, wie europäische Nachbarn Tagesbetreuung organisieren.

Das Buch richtet sich an Fachleute aus Familienzentren (z.B. Erzieherinnen und Erzieher, Lehrerinnen und Lehrer), an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Bildungseinrichtungen (z.B. Familienbildungsstätten), an Fachleute der mit Familienzentren kooperierenden Sozialen Dienste (z.B. Ehe-, Erziehungs- und Familienberatungsstellen und Gesundheitseinrichtungen, Soziale Dienste der Jugendämter) sowie Fachleute, die mit Familienzentren in anderen Funktionen (z.B. Trägervertreter, Fachberatungen in den Spitzenverbänden, Politiker in Jugendhilfeausschüssen) zusammenarbeiten. Darüber hinaus sollen Multiplikatorinnen und Multiplikatoren sowie alle am Arbeitsfeld Familienzentrum Interessierte angesprochen werden.

Allen Autorinnen und Autoren möchten wir sehr herzlich für ihr Engagement und ihre Bereitschaft danken, Ihren Beitrag zur Darstellung und Reflexion der Praxis von Familienzentren vorzustellen. Den Leserinnen und Lesern unseres Sammelbandes wünschen wir eine anregende Lektüre und nützliche Impulse für ihre Arbeit im Familienzentrum. Die Herausgeber danken darüber hinaus Birgit Eickmeyer, Ilona Heuchel, Wilhelm Körner und Sabine Obach für wertvolle Anregungen und Unterstützung bei der Realisierung dieses Projekts.

Stephan Rietmann  
Gregor Hensen

im Dezember 2007

# I Ausgangslage und Herausforderungen

# Über (die Illusion der) Betreuungsalternativen und den Preis der Freiheit

## Evolutionenbiologische und entwicklungspsychologische Aspekte frühkindlicher Erziehung

*Athanasios Chasiotis*

### 1 Einleitung: Was Psychologen mit Fußballtrainern gemeinsam haben

Jeder Fußballfan meint, er verstehe etwas von Fußball. Und weil in Deutschland Fußball die beliebteste Sportart ist, scheint es bei uns jede Menge diesbezüglicher Experten zu geben. „*Ein Bundestrainer reicht, wir brauchen keine 80 Millionen davon*“, so titelte dementsprechend 2006 ein meinungsbildendes Wochenmagazin angesichts des (un-) qualifizierten Durcheinanderredens der Fußballnation am Vorabend der WM im eigenen Land.

Nun lassen sich selbsternannte Fußballexperten einfach ignorieren, weil es ja letztlich – für manche um die „schönste“, aber eben halt doch nur – um eine Nebensache geht. Für unser Thema relevant ist aber, dass die Rede von 80 Millionen Bundestrainern dem rhetorischen Stilmittel der Übertreibung zugeschrieben werden kann, während in der Psychologie die Zahl selbsternannter Fachleute präzise der Einwohnerzahl Deutschlands entspricht: Jeder ist Psychologe und jeder kann Psychologie, das ist ironiefrei zu konstatieren. Unser Alltag wäre gar nicht zu bewältigen, wenn wir nicht zumindest ein rudimentäres oder intuitives Verständnis für die inneren Vorgänge und Beweggründe unserer Mitmenschen aufzubringen in der Lage wären. Da sich also jede/r von uns aus eigener Erfahrung und subjektivem Erleben im Gegensatz zum Forschungsgegenstand anderer Naturwissenschaften mit dem der Psychologie auszukennen meint, kann das für akademisch ausgebildete Psychologen manchmal problematisch sein, weil sie sich viel eher mit ihnen ihren Expertenstatus streitig machenden Laien auseinandersetzen müssen.

Das Problem der Psychologie ist also, dass sie sich vom Laienverständnis abgrenzen und auf ihre Überlegenheit hinweisen muss. Überlegenheit in der empirischen Wissenschaft wird durch den Erklärungswert und die Sparsamkeit einer Theorie festgelegt: Eine Theorie ist alternativen Erklärungen überlegen, wenn sie so viel von der Welt wie möglich mit so wenig konsistenten, sprich

widerspruchsfreien Annahmen wie nötig erklärt. Nun haben es alltagspsychologische Erklärungen an sich, dass sie sich nicht durch Widerspruchsfreiheit auszeichnen. Was beispielsweise bei den Charaktereigenschaften eines Jungen gestern noch - im wohlgezogenen Fall – als „*ganz der Papa*“ angesehen wird oder – im missratenen Fall – auf „*dein blödes Y-Chromosom*“ zurückgeführt wird, kann anderntags als anezogen angesehen werden („*kein Wunder, bei den engagierten/unfähigen Eltern*“), ohne dass es unbedingt auffällt, dass hier augenscheinlich unterschiedliche Erklärungen herangezogen werden: Einerseits soll es sich um vererbte, von der Umwelt unbeeinflusste Eigenschaften, andererseits um ausschließlich vom sozialen Umfeld verursachte Vorgänge handeln (Chasiotis 1992). Und da uns die Widerspruchsfreiheit unserer Alltagsansichten meist nicht besonders kümmert, neigen wir genauso gern, wie wir widersprüchliche Erklärungen ignorieren oder nicht wahrhaben wollen, bei anderen Gelegenheiten auch genauso gern dazu, einfache Gegensatzpaare zu postulieren: Entweder es ist die Natur („Gene“) oder die Kultur („Erziehung“), die den Menschen prägt.

Wir lieben solche symmetrischen Gegensätze, schon allein aus ästhetischen Gründen, vor allem aber, weil sie versprechen, alles erklären zu können: entweder es ist das eine oder das Gegenteil, Fall erledigt<sup>1</sup>. In Wirklichkeit kann es aber auch sein, dass vermeintliche Gegensätze, in unserem Beispiel also „angeboren“ oder „anezogen“, gar keine sind, sondern dass vielmehr unsere unreflektierten, intuitiven Alltagstheorien für eine Integration sowohl exogener („Erziehung“) als auch endogener („Reifung“) Einflüsse auf unser Verhalten ungeeignet sind.

Und damit wären wir bei Fragen wie die nach den optimalen Betreuungsbedingungen in den ersten Lebensjahren. Wird im öffentlichen Diskurs diese Frage gestellt, ist die bereits angeklungene Dichotomie Natur - Kultur vorprogrammiert und die ideologischen Lager innerhalb kürzester Zeit identifizierbar. Ich will sie der Einfachheit halber nach zwei prominenten Leitfiguren benennen, die den jeweiligen Standpunkt besonders prominent vertreten: Das „Eva Herman“ (EH)-Lager und das „Alice Schwarzer“ (AS)-Lager.

Während das Eva Herman-Lager sich die ideale, d.h. die von der modernen Zivilisation noch nicht psychisch verkrüppelte Frau als selbstlose Mutter vorstellt, die gern auf „die Karriere“ verzichtet, um nur für ihre Kinder da zu sein, und gar nicht anders kann, als sich wie ein hormonell gesteuerter Bindungsautomat an ihre Kinder zu ketten und dadurch Krippen überflüssig erscheinen lässt, sind beim Alice Schwarzer-Lager nicht nur die Geschlechter, sondern praktisch

---

<sup>1</sup> Gegensatzpaare haben aber trotz ihres vermeintlich hohen Erklärungswertes an sich, dass sie nicht widerlegbar und damit wissenschaftlich wertlos sind: Oder können Sie mir zum Beispiel sagen, was ich von der Annahme habe, dass der Teufel für das Böse in der Welt verantwortlich sei? Obwohl der Teufel im Weltverständnis vieler allgegenwärtig sein mag, ist er erkenntnistheoretisch überflüssig (Vollmer 1988, 1995).

alles und jeder nur gesellschaftlich bedingt („sozial konstruiert“), der Mensch immer wieder neu (sozial) definierbar, prinzipiell frei und ungebunden. Diesem Lager zufolge müssen deshalb Krippen her, um den vom Joch der Biologie und des Patriarchats gleichermaßen emanzipierten modernen Frauen ihre schwer erkämpfte Freiheit weiterhin (beziehungsweise endlich) gewährleisten zu können. Der gemeinsame Nenner beider Lager ist, dass sie ihre idealisierte Sicht auf die Weiblichkeit verabsolutieren (hier die selbstlose Mutter, dort die autonome Frau) und deren vermeintliches Gegenteil verteufeln: Das eine Lager staatliche Kinderbetreuungseinrichtungen („Rabenmütter“), das andere Hausfrauen und Mütter („Herdprämie“).

Wissenschaftlich betrachtet ist offensichtlich, dass es sich hierbei um undifferenzierte, auch ideologisch motivierte Standpunkte handelt. Gegensatzpaare können nämlich auch deshalb irreführend sein, weil nicht immer das vermeintliche Gegenteil wahr ist, wenn etwas falsch ist: Es kann auch beides falsch sein. Bei einer ideologisch unvoreingenommenen Perspektive fällt zunächst auf, dass es bei dieser Debatte oft eher um die Eltern oder das moderne Geschlechterverhältnis zu gehen scheint („Erziehungsgeld“) und erst in zweiter Linie um die Perspektive des Kindes („Kindeswohl“). Aus der Sicht der diesem Kapitel zugrunde liegenden evolutionären Entwicklungspsychologie ist die Berücksichtigung dieser unterschiedlichen Blickwinkel besonders wichtig: Geht es primär um das Wohl der Mutter/des Vaters/der Eltern oder um das Wohl des Kindes? Diese Frage der hier eingenommenen evolutionspsychologischen Sicht auf unseren Gefühls- und Motivationshaushalt impliziert, dass das Wohl der Familienmitglieder nicht prinzipiell deckungsgleich ist.

Im Folgenden werden nach einer Rückschau auf unsere evolutionäre Vergangenheit und der Unterscheidung der Perspektiven der einzelnen Familienmitglieder wesentliche Kriterien einer kindgerechten Perspektive der frühen Entwicklung dargestellt. Wir bewegen uns dabei von evolutionär vorgegebenen und universell gültigen Muster frühkindlicher Lebens- und Sozialisationsbedingungen zu kulturabhängigeren Varianten. Dieses Vorgehen dient dazu, deutlich zu machen, dass weltweit gültige, kindgerechte Betreuungsbedingungen identifizierbar sind, die jedoch an sozioökonomische Bedingungen geknüpfte und mit den Interessen der anderen Familienmitglieder zusammenhängende Variationen aufweisen können. Zum Abschluss erfolgt eine bewertende Einordnung dieser Varianten vor dem Hintergrund der evolutionären Entwicklungspsychologie.

## 2 Die kindliche Perspektive oder: Zur Gegenwart unserer Vergangenheit

Primatologisch gesehen zählt der Mensch zur Gattung der Schmalnasen (*lat. Catarrhine*, s. Sommer 1989). Zu dieser Gattung gehören auch unsere nächsten stammesgeschichtlichen Verwandten, die Bonobos und die Schimpansen, mit denen wir über 98% der Gene gemeinsam haben. Deshalb liegt es aus vergleichender Perspektive nahe, bei der Frage nach der richtigen frühkindlichen Erziehung bei unseren nächsten Verwandten im biologischen Stammbaum nachzuschauen, um der Frage nachzugehen, wie diese es mit der Aufzucht und Betreuung ihrer Sprösslinge im Allgemeinen so halten (Konner 2007): Schmalnasenweibchen zeichnen sich dadurch aus, dass sie im Gegensatz zu vielen anderen Säugetierweibchen nur sehr selten Mehrlingsgeburten aufweisen, also meist nur einzelne Nachkommen bekommen. Diese werden die ersten Wochen 24 Stunden am Tag permanent von der Mutter mit herumgetragen. Der Körperkontakt wird in den darauf folgenden Wochen und Monaten durch das Nähesuchen seitens des Kindes abgelöst und es entfernt sich höchstens ein bis zwei Meter von ihr. Das Stillen erfolgt häufig und nach Bedarf, die Stillperiode ist recht lang und beträgt etwa 30% der gesamten Primatenkindheit. Das Engagement der Männchen bei der Aufzucht des Nachwuchses ist gering bis nicht vorhanden. Schließlich fällt noch auf, dass Catarrhinenkinder sich anfällig zeigen für Störungen der Mutterbeziehung oder bei Deprivation von der Mutter. Dies kann sich in aggressiven oder dysfunktionalen Verhaltensweisen äußern, die beim Menschen psychopathologisch genannt werden würden (Suomi 1999).

Schmalnasenkinder wachsen also primär bei deren Mutter auf, die bis zu deren sexueller Ausreifung für sie da ist, Fremdbetreuung ist in der Regel nicht vorgesehen, väterliches Engagement selten. Dieses Entwicklungsmuster ist charakteristisch für etwa 25-40 Millionen Jahre unserer Primatenvergangenheit (Ambrose 2001). Und wie wuchsen die Kinder unserer menschlichen Vorfahren in den letzten 100.000 Jahren seit der Menschwerdung auf? Einige der Heuristik dienende Vereinfachungen vorausgesetzt (s. Chasiotis/Keller 1993a, b; Chasiotis 2007), lässt sich die Kindheit der Menschheit durch gewisse Regelmäßigkeiten kennzeichnen<sup>2</sup>.

---

<sup>2</sup> Die stammesgeschichtliche Anpassungsumwelt hatte höchstwahrscheinlich eine wesentlich höhere Variationsbreite aufzuweisen als hier dargestellt (Tooby/Cosmides 1990; Bischof 1996; Daly/Wilson 1999). Und auch der Kulturvergleich hat in den letzten Jahrzehnten deutlich gemacht, dass es eine gewisse Variationsbreite an kulturellen Erziehungspraktiken gibt. Jedoch zeichnet sich die kulturvergleichende Forschung wiederum oft durch eine vereinfachte Dichotomisierung dieser kontextuellen Anpassungsvarianten aus, der hier nicht nachgegangen wird (Keller/Chasiotis 2006, 2007; Keller 2007). Wichtig in unserem Zusammenhang sollte nur sein, dass die unter Interdependenz versus Independenz geführte dichotome Unterscheidung oft auf zugrunde liegende universelle Mechanis-

Das Leben unserer Vorfahren war demzufolge nicht einfach: Der Alltag der nomadisch lebenden Gruppen mit selten über 40 Individuen war anstrengend und oft gefährlich, charakterisiert durch gelegentliche Hungerperioden, einer hohen (Kinder-)Sterblichkeit, einer geringen Lebenserwartung und den damit einhergehenden häufigen Erlebnissen von Verlusten nahe stehender Personen. Das Sozialleben zeichnete sich neben der Arbeitsteilung der Geschlechter vor allem dadurch aus, dass eine Privatsphäre nur sehr eingeschränkt vorhanden war und alle Aktivitäten im sozialen Kontext und oft mit denselben Personen stattfanden. Konflikte wurden durch extensive Gruppendiskussionen gelöst, wenn nicht, konnten diese auch zu Übergriffen bis hin zu Morden eskalieren (Dunbar 1993, 1996; Konner 2007; Daly/Wilson 1988; Nesse/Williams 1997).

Die physischen und psychischen Anpassungen an die Erfordernisse solcher Wildbeutekulturen sind unter der Bezeichnung des *Profils der natürlichen Sozialisation* als Referenzrahmen zu den kulturvergleichenden Befunden zur frühkindlichen Sozialisation herangezogen worden und setzen sich hauptsächlich aus folgenden Merkmalen zusammen (Konner 2002, 2007; s. auch Chasiotis/Keller 1993a, b): Die Mutter ist auch hier die primäre Bezugsperson, Säuglinge werden nach Bedarf gestillt und erst nach etwa zwei bis drei Jahren abgestillt, sie schreien im Vergleich zu Kindern moderner Industriegesellschaften selten (Keller et al. 1996), es besteht ständiger Körperkontakt zur Pflegeperson (in der Regel die Mutter), aber es sind auch immer andere, meist weibliche Erwachsene zur Unterstützung der Mutter in der Nähe und alle gehen sehr nachsichtig mit (ihren) Kindern um.

Hier liegen die stammesgeschichtlichen Wurzeln des im Kulturvergleich, aber inzwischen auch in der Krippendiskussion häufiger zitierten afrikanischen Sprichwortes, wonach es eines ganzen Dorfes bedarf, um ein Kind großzuziehen. Dieser universelle dörfliche Sozialisationskontext galt noch bis weit ins 19. Jahrhundert hinein (bzw. bis zum demographischen Übergang der modernen Industriegesellschaften, s. Chasiotis 2007) und ist somit evolutionär gesehen sozusagen erst seit gestern nicht mehr weltweit vorzufinden<sup>3</sup>.

---

men, die zu dieser phänotypischen Varianz beitragen, zu wenig Rücksicht nimmt (s. z.B. bei Unterschieden in der theory of mind Entwicklung, s. Chasiotis et al. 2006; vgl. auch van de Vijver 2006).

<sup>3</sup> Gewisse Dilemmata des modernen Großstadtlebens werden hierdurch vielleicht auch verständlicher: Man mag die Anonymität und Unabhängigkeit in der Großstadt einerseits zu schätzen wissen, andererseits sehnt man sich vielleicht auch manchmal nach dörflicher Geselligkeit und fühlt sich auch eher einsam als in kleinen Dorfgemeinschaften, weil man sich in den Städten zu wenig, auf dem Land eher zu viel um die Angelegenheiten des anderen zu kümmern neigt.



### 3 Die elterliche Perspektive oder: Das Leben als Anpassungsstrategie

In der Biologie wird das Leben als Sequenz strategischer „Entscheidungen“ angesehen, die der möglichst optimalen Anpassung an vorgefundene Umweltbedingungen und letztlich der Reproduktion der eigenen Gene dient. Diese Entscheidungen können bewusst oder unbewusst erfolgen und sowohl die körperliche als auch psychische Entwicklung betreffen, so dass körperliche Entwicklungsprozesse wie der Zeitpunkt der sexuellen Ausreifung (Chasiotis 1999) genauso dazu zählen wie etwa Fragen der Kinderbetreuung. Lebenslaufstrategische Entscheidungen gehen mit Opportunitätskosten einher („*trade-offs*“): Da das Leben endlich ist, bedeutet eine Entscheidung für etwas immer auch eine Entscheidung gegen alles andere, was man stattdessen hätte machen können, aber gelassen hat. Deshalb gibt es dieser Perspektive zufolge keine absolut richtigen oder idealen Entscheidungen im Leben, nur solche, die unter den gegebenen kontextuellen Bedingungen besser sind als alle anderen zur Verfügung stehenden Optionen (Chasiotis 1999, 2006, 2007a, b).

Ein Kriterium des sonst eher problematischen Begriffs der Höherentwicklung eines Organismus ist seine ökologische Anpassungsfähigkeit an unterschiedliche Umweltbedingungen<sup>4</sup>. Psychisch zeichnet sich die Anpassung an Umweltbedingungen dadurch aus, dass bestimmte Verhaltensneigungen oder Motive angelegt werden, die die vorgefundenen gegenwärtigen Umweltbedingungen so interpretieren, als würde es sich um die Bedingungen handeln, die im Laufe der menschlichen Stammesgeschichte lange genug vorhanden waren, um sich an diese anpassen zu können. Die entsprechenden physischen und psychischen Anpassungsmerkmale an solche ausreichend invariablen Umweltmerkmale wurden somit im Laufe der Evolution selektiert (Bischof 1985; Chasiotis 1998). Die evolutionspsychologische Grundidee ist also, dass unser psychischer Apparat genauso ein Indikator für immer wiederkehrende Anpassungsprobleme des *homo sapiens sapiens* im Laufe seiner stammesgeschichtlichen Entwicklung ist wie unsere Lunge ein Indikator dafür, dass wir postnatal mit einer sauerstoffhaltigen Atmosphäre rechnen. Diese sich stammesgeschichtlich bewährten Verhaltensneigungen verhelfen uns zu unseren lebenslaufstrategischen Entscheidungen. Da sie aber auf unterschiedliche Bedürfnislagen angelegt, also an unterschiedliche Kontexte angepasst sind, gibt es Entscheidungsdilemmata nicht erst beim Menschen, sondern stellen für höher entwickelte Lebewesen sozusagen eine existentielle Grundbedingung dar. Bereits wesentlich primitivere Organismen als der Mensch können also Entscheidungsschwierigkeiten ab einem gewis-

---

<sup>4</sup> Der Mensch ist in dieser Hinsicht wahrlich einzigartig angesichts seiner weltweiten Verbreitung von der Arktis bis nach Feuerland, von Sibirien bis in die Sahara – das einzige Tier, das einigermäßen mit uns mithält, ist übrigens die Ameise (Wilson/Hölldobler 1994).

sen Komplexitätsgrad ihres Motivhaushaltes haben. Der Evolutionsbiologe Huxley sprach in diesem Zusammenhang vom „*Kampf der Kapitäne*“, um den innerpsychisch ausgetragenen Streit der psychischen Antriebe um die Realisierung ihrer Verhaltensziele metaphorisch einprägsam zu beschreiben (Bischof 1985; Chasiotis/Keller 1992).

An dieser Stelle könnte nun ein Widerspruch zur vulgärbiologistischen Sicht des EH-Lagers gesehen werden, wonach es in der Biologie um den uniformen Antrieb der Fortpflanzung zu gehen hat, wir also nur dazu motiviert sein sollten, unsere eigenen Gene zu verbreiten. Es gibt aber ebenso wenig ein Motiv zur Verbreitung der eigenen Gene wie es den Selbsterhaltungstrieb als generelle Verhaltensinstanz gibt. Das liegt daran, dass solche angenommenen Motivationskonstrukte viel zu allgemein sind, um auf der Verhaltensebene wirksam zu werden. Unsere Verhaltensneigungen beziehen sich immer auf Teilaspekte unserer Umwelt, die nur in ihrer Gesamtheit dazu dienen, (sekundär) unser Überleben und (primär) unseren Fortpflanzungserfolg zu gewährleisten. Eine psychische Repräsentation dessen ist dabei nicht vonnöten, weil wir nur dasjenige psychische Phänomen als Bedürfnis oder Motiv erleben, was in seinen Endzuständen variieren kann. Fortpflanzungserfolg jedoch ist kein innerpsychischen Schwankungen unterworfenen persönliches Ziel, sondern der letzte Zweck allen Lebens, worauf alle psychisch erlebten Zielvorgaben und subjektiven Motive hinauslaufen (zur Klassifizierung der Motive, s. Bischof 1985).

Genau so, wie wir lebensgefährliche Situationen meiden, ohne das Gefühl zu haben, hier sei unser Selbsterhaltungstrieb am Werk, verhalten wir uns im Sinne des biologischen Primats der Fortpflanzung, auch wenn wir nicht nur an „das Eine“ denken oder uns um unsere niedlichen Kinder kümmern, sondern auch, wenn wir beispielsweise unseren Hausmüll entsorgen. Nur weil wir nicht bewusst daran denken, uns so zu verhalten, dass wir unsere Fortpflanzungschancen optimieren, heißt das nicht, dass alle die diesem Zweck aller Organismen untergeordneten Motivationen und Verhaltensneigungen nicht letztlich doch darauf abzielen. Wir verbreiten unsere Gene also gar nicht dadurch, indem wir uns *bewusst* vornehmen, sie zu verbreiten, jeder lebende Organismus, also auch der ohne bewusste Reflexionsfähigkeit, ist letztendlich so entstanden. Wir wären gar nicht auf der Welt, wenn die Natur nicht so funktionieren würde: Wir sind alle Nachkommen einer Millionen von Jahren in die stammesgeschichtliche Vergangenheit hineinragenden Reihe reproduktiv erfolgreicher Individuen, denen es gelungen ist, nicht einfach nur zu überleben, sondern auch einen geeigneten Partner zu finden, Kinder in die Welt zu setzen und diese wiederum zu reproduktiv erfolgreichen Erwachsenen großzuziehen.

Aus evolutionspsychologischer Perspektive wird also davon ausgegangen, dass unsere sich evolutionär entwickelte Motivstruktur auch heute noch gilt.

Mehr als das: Höher entwickelte, an viele unterschiedliche Umweltbedingungen flexibel angepasste Lebewesen zeichnen sich gerade dadurch aus, dass deren Motivhierarchie an Differenzierung und Umfang zunimmt, kurz: Wenn der Mensch sich von den anderen Tieren unterscheidet, dann nicht darin, dass er weniger, sondern mehr solcher Verhaltensprogramme besitzt als alle anderen Lebewesen. Was bei uns allerdings dazukommt, ist unsere Fähigkeit innezuhalten und unseren Triebhaushalt in einer Art Moratorium zügeln zu können (Bischof 1985). Bedauerlicherweise ist hier allerdings nur in allzu seltenen Fällen die kognitive Fähigkeit anzusiedeln, die Idealisten als „Vernunft“ und Entwicklungspsychologen des höheren Erwachsenenalters als „Weisheit“ bezeichnen. Da unser kognitiver Apparat erwägen und reflektieren kann, stehen uns zwar mehr Optionen offen als die genetisch fester verdrahteten Verhaltensprogramme anderer Lebewesen, allerdings setzen unsere Präferenzen und Neigungen der potentiellen Universalität unserer Entscheidungen engere Grenzen, als wir oft wahrhaben wollen. Daher beziehen auch Redewendungen wie die vom Überwinden des sprichwörtlichen „inneren Schweinehundes“ und der Willensstärke oder Selbstdisziplin, die für gewisse Tätigkeiten und Handlungsziele nötig sind, ihren Sinn. Jede Entscheidung hat ihren Preis, aber bestimmte Entscheidungen fallen uns wegen unserer motivationalen Neigungen leichter als andere: So ist ein zölibatäres Leben durchaus möglich, aber bei den allermeisten Menschen weitaus schwieriger zu bewerkstelligen als eine Lebensplanung, in der den eigenen sexuellen Bedürfnissen nachgegangen wird.

### *3.1 Von der Kinderliebe zum Kinderwunsch: Eine kulturvergleichende Untersuchung zur Fürsorgemotivation*

Wir können also unterschiedliche Pläne verfolgen und zu unterschiedlichen Schlüssen kommen, je nachdem, was für Vorerfahrungen wir gemacht haben oder welche Prioritäten wir im Augenblick ansetzen. Weder unsere männliche noch unsere weibliche Natur ist demnach so angelegt, unter allen Umständen und um jeden Preis Nachkommen haben zu wollen. So fände etwa zum Kinderwunsch nicht nur das EH-, sondern auch das AS-Lager evolutionspsychologische Argumente für deren jeweilige Perspektive: Die kinderlose Frau mag eine Mutter um ihren süßen Sonnenschein, aber umgekehrt könnten Mütter auch kinderlose Frauen wegen deren offensichtlichen Freiheiten beneiden.

Auch nichtevolutionär orientierte Psychologen wissen natürlich um diese Optionen und kleiden solche Opportunitätsdilemmata in wohlausgewogene Ratschläge ein, in denen, eingeleitet mit einem wohlüberlegten „*das kommt darauf an...*“, eine Litanei unterschiedlichster Szenarien heruntergebetet wird,

unter welchen Bedingungen welche Option die beste ist. Im öffentlichen Diskurs droht es ab diesem Punkt etwas langweilig zu werden, weil bei einer differenzierteren Argumentation eine plakative oder ideologische Einordnung nicht mehr ohne weiteres möglich ist. Ein anderer Grund für die möglicherweise aufkommende Langeweile könnte aber auch sein, dass sich hier das Gefühl der Beliebigkeit der Optionen im Sinne des AS-Lagers einschleicht: Wenn alles gleich gut ist, verflüchtigt sich das Problem zu einer liberalen Wurschtigkeit der Szenarien.

Evolutionär gesehen ist das aber zuviel des Guten. So geht die Breite des menschlichen Spektrums motivationaler Befindlichkeiten nicht soweit, dass - wie etwa eine radikalfeministische Auslegung der menschlichen bzw. weiblichen Natur nahe legen würde - das wahre Glück der modernen Frau in der ihr erst wahre Autonomie und Selbstverwirklichung ermöglichende Kinderlosigkeit läge. Abgesehen davon, dass weltweit und über den Tellerrand der modernen Industrieländer hinausschauend von Gebärstreik nicht die Rede sein kann, ist es auch in modernen Gesellschaften wie der unsrigen eher so, dass von freiwilliger Kinderlosigkeit kaum die Rede sein kann. Wenn bewusst keine Kinder gewollt werden, ist das auch bei uns fast ausnahmslos eine ephemere oder zumindest konditionale Aussage, bei der neben dem Alter viele kontextuelle Faktoren wie die gegenwärtige berufliche und soziale Situation oder der Partnerschaftsstatus eine Rolle spielen (Chasiotis 1998, 2006).

Nun mag das AS-Lager hier einwenden, dass Angaben zum Kinderwunsch nicht wahrheitsgetreu sein könnten, da es gesellschaftlich verpönt sei, zuzugeben, prinzipiell keine Kinder haben zu wollen. Dass dies nur bedingt richtig ist und zu anderen Schlüssen führt, als man gemeinhin denken könnte, soll an Hand einer eigenen kulturvergleichenden Untersuchung zur entwicklungspsychologischen Genese elterlicher Fürsorgemotivation aufgezeigt werden (Chasiotis, Hofer & Campos 2006): In dieser Studie nahmen neben deutschen auch kamerunische und costaricanische Männer und Frauen unterschiedlichen Alters und Bildungsgrades teil, um ein breites kulturelles und soziobiographisches Spektrum möglicher Antworten zu erhalten. Ihnen wurde unter anderem ein Fragebogen vorgelegt, bei dem sie Angaben darüber machen sollten, wie sehr sie Kinder mögen. Das Ausmaß dieser Kinderliebe-Skala hing erwartungsgemäß mit vorhandener Elternschaft zusammen: wer Kinder mag, bekommt also auch welche. Für das EH-Lager erwartungsgemäß erschienen kulturunabhängig Frauen kinderliebter zu sein als Männer<sup>5</sup>.

---

<sup>5</sup> Würde es bei diesen Teilergebnissen bleiben, begännen das EH- und das AS-Lager möglicherweise einen Streit darüber, wie valide dieser Geschlechtsunterschied ist: Während EH das Ergebnis als weiteren Hinweis für die biologische Bestimmung der unbedingten Mutterliebe auffassen könnte, würde das AS-Lager dieses Ergebnis anzweifeln und etwa auf die soziale Erwünschtheit der Geschlechtsstereotypen hinweisen, da es „in unserer Gesellschaft“ sozial angebrachter und deshalb so

Das besonders Interessante an dieser Studie ist allerdings weniger das Teilergebnis zu Geschlechtsunterschieden im Ausmaß geäußerter Kinderliebe, sondern die ermittelten Befunde zu ihren Ursprüngen. Dazu müssen wir uns in Erinnerung rufen, dass bei uns Menschen zwar Erwägungsspielraum dazugekommen ist, nichtsdestotrotz entscheiden wir uns aber immer noch oft genug ohne rechtes Bewusstsein unserer Beweggründe, also ohne genau angeben zu können, warum wir uns letztlich so entschieden haben (Gigerenzer 2007). Methodisch bedeutet das nichts anderes, als dass Selbstauskünfte etwa durch Fragebögen allein nicht ausreichen, um das gesamte Spektrum unserer psychischen Beweggründe zu erfassen. Deshalb wurde in dieser Studie ein in aufwendigen Voruntersuchungen in allen drei Kulturen auf seine Anwendbarkeit hin getestetes indirektes Instrument eingesetzt, das mit nicht eindeutig erkennbaren Bildern arbeitet. Zu diesen Bildern wurden die Teilnehmer aufgefordert, Fragen zur Gefühlslage und Motivation der darauf undeutlich sichtbaren Personen zu beantworten. Deren Antworten, die sich auf die uneindeutigen Bildersituationen bezogen, wurden auf ihre Aussagen zur Fürsorgemotivation hin ausgewertet. Dieses Instrument diene also dazu, das Ausmaß der unbewussten Fürsorgemotivation zu erfassen, da nicht direkt danach gefragt wurde. Während Selbstauskünfte über das Ausmaß der Kinderliebe von sozialen Faktoren oder anderen Fehlerquellen beeinträchtigt sein können, ist dies bei diesem indirekten Maß der impliziten Fürsorgemotivation nicht der Fall, da hier die Probanden gar nicht wissen können, um was es bei den uneindeutigen Bilderszenarien eigentlich geht.

Bei diesem impliziten, nicht auf bewussten Selbstauskünften beruhenden Instrument gab es keinerlei Geschlechtsunterschiede in der Fürsorgemotivation. Die unbewusste Fürsorgemotivation hing weder vom biologischen Geschlecht noch von der Kultur, aus der man stammt ab, sondern nur davon, ob man/frau jüngere Geschwister hatte oder nicht. Das bedeutet, dass unabhängig davon, ob es sich um kamerunische, costaricanische oder deutsche Männer oder Frauen

---

erlernt sei, dass Frauen sich kinderlieber zeigen sollten als Männer, „in Wirklichkeit“ beziehungsweise woanders sähe das sicher ganz anders aus. Es gehört zu den leidigen Erscheinungen des Zeitgeistes, menschliche Eigenschaften und Verhaltensweisen mit solch einem „in unserer Gesellschaft“ zu relativieren. Damit wird impliziert, dass sich Personen in anderen Gesellschaften anders verhalten könnten als bei uns, ja vielleicht sogar in gewisser Hinsicht anders sind als wir. Dagegen ist im Prinzip nichts einzuwenden. Die Häufigkeit der Formulierung dieses Zusatzes steht jedoch im krasen Gegensatz zu seiner empirischen Überprüfung. So kann es in der Entwicklungspsychologie vorkommen, dass Untersuchungen an Kindern durchgeführt werden, deren Befunde dann als kultur-spezifisch interpretiert werden, obwohl gar kein Kulturvergleich stattfand. Es wird also in einer Art umgekehrter Nullhypothese von vornherein davon ausgegangen, dass Kulturunterschiede in der Entwicklung die Regel und Gemeinsamkeiten die Ausnahme wären (Chasiotis 2007). Es ist völlig legitim und kann sogar recht aufschlussreich sein, sich für kulturelle Unterschiede zu interessieren, aber das ist etwas anderes, als von vornherein und ungeprüft davon auszugehen, dass es Unterschiede gibt.

handelt, der Umgang mit jüngeren Geschwistern in der Kindheit später dazu beiträgt, dass Kinder gemocht, gewollt und schließlich gezeugt werden. Diese Fürsorgemotivation scheint sich also unbewusst und unwillkürlich in der Kindheit während des Umgangs mit kleinen Kindern zu entwickeln und hat weder mit „biologisch vorgegebenen“ (EH) noch „sozial erlernten“ Geschlechtsrollen (AS) zu tun. Vielmehr bedarf es des Umgangs mit kleinen Kindern, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, selbst welche bekommen zu wollen.

Dieses Ergebnis hat neben seiner theoretischen Bedeutsamkeit der gemeinsamen Entwicklung der Fürsorgemotivation in unterschiedlichsten Kulturen auch praktische Implikationen für die Betreuungsdiskussion: Wird Kindern die Möglichkeit des alltäglichen Umgangs mit anderen kleinen Kindern geboten, wird dadurch auch deren späterer Kinderwunsch gefördert. Umgekehrt könnte dies auch eine nicht unwichtige Begleiterscheinung der Forderung nach gemischtaltrigen Kindergruppen sein, die aus der Perspektive des Kindeswohls in den ersten Lebensjahren von vielen als optimaler Betreuungskontext angesehen wird, weil sich Kinder dann besonders wohl fühlen (s.u.).

### 3.2 *Von Müttern und Vätern: Zur Geschlechtlichkeit der Elternschaft*

Die durch den Umgang mit Kindern geweckte Fürsorgemotivation als Bestandteil des kulturunabhängigen Entwicklungspfadens zur Elternschaft ist selbstverständlich nicht der einzige psychologisch relevante Faktor für die Erklärung der Motivation zur Elternschaft. Vielmehr ist es aus evolutionspsychologischer Perspektive auch nicht gleichgültig, ob ein Mann oder eine Frau Nachwuchs bekommt, ob jemand also Mutter oder Vater wird. Ein Einwand aus der AS-Ecke ist in diesem Fall, dass man(n) sich aus der Natur bequemer Weise das, was gerade für die biologistische Untermauerung der eigenen („patriarchalen“) Ideologie gebraucht wird, als Beispiel natürlicher Geschlechtsrollenverteilung heranzieht<sup>6</sup>. Der sich als aufgeklärt gerierende Tenor hierbei ist also: In der Natur gibt es alles Mögliche, also brauchen wir dort gar nicht hinzugucken, wenn wir etwas über die im Grunde sozial konstruierte Geschlechtlichkeit von Elternschaft erfahren wollen.

Nun ist es tatsächlich so, dass in der Biologie „männlich“ und „weiblich“ nicht mit festen, unveränderlichen Merkmalen ausgestattete, essentialistische Begriffe sind (Chasiotis/Voland 1998; Chasiotis 2006, 2007). Will man Elternschaft von der Biologie der Geschlechter her verstehen, ist es völlig ungeeignet,

---

<sup>6</sup> Hier muss oft das arme Seepferdchen als Beispiel herhalten, um traditionelle Geschlechterrollen ad absurdum zu führen, weil dort die Männchen schwanger werden und sich um den Nachwuchs kümmern.

sich den stark variierenden Verhaltensweisen der Geschlechter im Tierreich zuzuwenden. Das ordnende Grundprinzip, das inzwischen eines der am besten empirisch nachgewiesenen Stützpfiler der modernen Evolutionsbiologie darstellt und der vermeintlichen Willkür der Rollenzuweisungen und Verhaltensweisen von Männlein und Weiblein die ihnen zugrunde liegende Regelhaftigkeit verleiht, ist vielmehr die parentale Investition (Trivers 1972). Diese elterliche Investition beschreibt das bei der Verteilung der elterlichen Ressourcen auf die Nachkommen entstehende Abgleichproblem, da jegliche Anstrengung in Bezug auf ein Nachkommen alternative Investitionsmöglichkeiten reduziert oder gar unmöglich macht. Trivers (1972) argumentiert weiter, dass bei sich geschlechtlich fortpflanzenden Organismen das Geschlecht mit dem höheren parentalen Aufwand zur wertvolleren Ressource wird, welches vom weniger investierenden Geschlecht in einem innergeschlechtlichen Konkurrenzkampf umworben wird, während das mehr investierende, deshalb „wertvollere“ Geschlecht höhere Maßstäbe an die Qualität des zur Fortpflanzung benötigten Geschlechtspartners legt und wählerischer in seinen Partnerwahlkriterien ist. Welches Geschlecht das höher investierende ist, hängt dabei von der Tierart ab. Bei Säugetieren, also der Klasse von Wirbeltieren, zu der auch der Mensch zählt, ist die Asymmetrie der vorgeburtlichen Investition durch die intrauterine Befruchtung und Schwangerschaft der Weibchen besonders ausgeprägt. Wegen ihres hohen Investments durch eine lange Schwangerschaft und der sich daran anschließenden Laktationszeit ist für Säugetierweibchen ausreichende Nahrung viel wichtiger als für männliche Säugetiere. Dies lässt sich zur ethologischen Regel generalisieren: Primatenweibchen gehen dahin, wo es Futter gibt, während Männchen dort hingehen, wo Weibchen sind (Keller/Chasiotis 2007).

Diese vorgeburtliche Investition ist bei uns also (leider) keine Verhandlungssache wie die nachgeburtliche Betreuung, bei der etwa über ein höheres männliches Engagement diskutiert werden kann: Die Zeit der Schwangerschaft lässt sich nicht paritätisch aufteilen, weil wir keine Vögel sind und unsere befruchteten Eier nicht im partnerschaftlichen Wechsel ausbrüten können<sup>7</sup>. Dieser stammesgeschichtlich vorgegebenen unterschiedlichen Ausgangssituation müssen sich Männer und Frauen auch heute noch stellen. Da bereits angeklungen ist, dass unsere heutige motivationale Ausstattung Ausdruck unserer in der Vergangenheit erfolgten Anpassung ist, sind Geschlechtsunterschiede daher weniger in potentiellen kognitiven Fähigkeiten, sondern eher im Verhalten zu erwarten und auch anzutreffen: Männer und Frauen unterscheiden sich eher nicht darin, was

---

<sup>7</sup> Dementsprechend wenig partnerschaftlich geht es bei den Säugetieren im Allgemeinen zu: So ist eine die Zeugung überdauernde Paarbindung lediglich bei etwa 10% aller Säuger zu beobachten (Kappeler/van Schaik, 2004).

sie *können*, sondern darin, was sie *wollen* und letztlich *tun* (Chasiotis/Voland 1998; Chasiotis 2006).

Durch die Asymmetrie im parentalen Investment der Geschlechter ergeben sich Unterschiede in den Opportunitätskosten, die beim Abgleichproblem zwischen väterlichem Aufwand und Paarungsaufwand entstehen. Die laufen etwas verkürzt darauf hinaus, dass es für Säugetiermännchen bereits eine Investition darstellt, bei einem Weibchen zu bleiben und sich nicht um weitere Paarungspartner zu bemühen. Demnach lassen sich für die väterliche Investition charakteristische, von denen für die maternale Investition abweichende Faktoren benennen (Geary 2000; Bjorklund/Pellegrini 2002). Generell ist ein nachgeburtliches väterliches Investment bei Säugetieren sehr selten, meist wächst ein Säugetierjunges bei seiner solitären Mutter oder in kooperativer Brutpflege mit weiteren, oft mit dem Muttertier verwandten Weibchen auf (Hrdy 2005; Keller/Chasiotis 2007). Entgegen kulturellrelativistischer Mythen sieht die kulturvergleichende Empirie beim Menschen dementsprechend aus: Kinderbetreuung ist weltweit eine weibliche Angelegenheit, mit der Mutter als primärer Bezugsperson und mit weiblichen Verwandten, meist Schwestern, Tanten oder Großmüttern des Kindes als weitere Betreuungspersonen (Paul/Voland 2003; Voland et al. 2005). Wegen der hohen Pflegebedürftigkeit der menschlichen Nachkommen ist das väterliche Investment für Säugetierverhältnisse zwar einzigartig hoch, trotzdem ist väterliches Investment vor allem bei Pflegetätigkeiten eine höchst fakultative Angelegenheit: Häufigen und direkten Umgang mit kleinen Kindern gibt es bei Vätern eher selten (Lamb 1987; Paul/Voland 2003).

Neben dem bereits angesprochenen, aber hier nicht weiter auszuführenden motivationalen Abgleichproblem zwischen väterlicher Investition und den im Vergleich zu den Säugetierweibchen potentiell höheren Paarungserfolgsaussichten der Säugetiermännchen (höhere Reproduktionsvarianz, s. Chasiotis/Voland 1998), ist bei den Säugetiermännchen noch das Problem der Vaterschaftsunsicherheit zu nennen. Umfangreiche kulturvergleichende Untersuchungen (Flinn/Alexander 1982) konnten einen mustergültigen Zusammenhang zwischen der sexuellen Freizügigkeit der Frauen und dem Vorhandensein des so genannten *Avunkulats* in einer Kultur nachweisen, also der Positionierung des Mutterbruders als primärer männlicher Betreuungs- und Bezugsperson der eigenen Kinder: Je unwahrscheinlicher die eigene Vaterschaft bei einer Partnerschaft mit einer sexuell autonomen Partnerin ist, desto wahrscheinlicher wird die Investition des Mannes in die Kinder seiner Schwester, weil diese Nichten und Neffen zumindest den mütterlichen Anteil von 12.5 % ihrer Gene sicher mit ihm gemeinsam haben, während die Kinder seiner Partnerin möglicherweise überhaupt nicht mit ihm verwandt sind (Alexander 1979; Flinn/Alexander 1982). Je sexuell freizügiger die Frauen sind, desto unwahrscheinlicher ist diesen kulturvergleichenden



Befunden zufolge also väterliches Engagement. Während das mütterliche Investment also eher von sozioökonomischen Gegebenheiten abhängt, hängt väterliches Investment eher von der sexuellen Autonomie der Frauen ab<sup>8</sup>.

Trotz großer interkultureller Varianz in den nominellen Verwandtschaftsstrukturen ist genetische Verwandtschaft nämlich auch nicht beliebig sozial konstruierbar: So ist der mit Abstand bedeutsamste Risikofaktor für sexuelle und körperliche Misshandlung vorpubertärer Kinder kulturunabhängig die fehlende genetische Verwandtschaft eines Kindes zu seinem erwachsenen männlichen Erziehungsberechtigten (USA, Kanada, Großbritannien und Schweden: Daly/Wilson 1988, 1994, 2001; BRD: Engfer 1996). Hier tritt ein weiterer motivationaler Unterschied von Männern als potentielle Väter auf: Da in der menschlichen Stammesgeschichte viele potentielle Partnerinnen schon Kinder hatten (Miller 2000), und somit die weibliche Konkurrenz um Sexualpartner hauptsächlich zwischen Müttern erfolgte (Power 1999), konnten sich besonders kinderliebe und fürsorgliche Männer als besonders geeignete potentielle zukünftige Väter und kinderliebe Stiefväter anbieten. Dass diese Qualitäten tatsächlich präferiert werden, wird daran deutlich, dass nicht Männer mit dominanten Verhaltensmerkmalen allein, sondern deren Kombination mit freundlichem Auftreten von Frauen am attraktivsten eingeschätzt werden (Chasiotis 2006, 2007). Frauen bevorzugen also fürsorgliche Merkmale bei der Partnerwahl und legen deshalb die Interpretation nahe, dass Männer ihre väterlichen Qualitäten für den Paarungsaufwand instrumentalisieren<sup>9</sup>. Dies ist für Frauen nicht der Fall, weil Männer im Allgemeinen eher Wert auf äußerliche Merkmale wie physische Attraktivität und Gesundheit ihrer Partnerin legen als auf ihre etwaigen Fürsorgequalitäten (Buss 2004). Für den Mann hat die exklusive Paarbeziehung, die mit gemeinsamer Kindaufzucht einhergeht, deshalb möglicherweise auch eine etwas andere Bedeutung als für die Frau. So führt diese höhere Paaraufwandsorientiertheit des Mannes interessanterweise auch dazu, dass die Qualität der Paarbeziehung eher prädiktiv für seine väterlichen Qualitäten zu sein scheint als für die Frau: Während für eine Mutter die Beziehung zu ihrem Partner keinerlei Einfluss auf die Beziehung zu ihren Kindern hat, kümmern sich Väter umso engagierter um ihre Kinder, je intakter die Beziehung zu deren Mutter ist (Snarey 1993). Anders ausgedrückt ist der Paarungsaufwand bei Frauen Teil ihres mütterlichen Investments, bei Männern umgekehrt väterliches Investment Teil ihres Paarungsaufwandes (Keller/Chasiotis 2007).

---

<sup>8</sup> Was diese Überlegungen für die Entstehung der menschlichen Kultur und für moderne Gesellschaften bedeuten könnten, kann hier nicht ausgeführt werden (s. Keller/Chasiotis 2007).

<sup>9</sup> „Ältere Brüder sind bessere Väter“ lautete interessanterweise auch die Interpretation der Ergebnisse unserer Fürsorgemotivationsstudie in einer Frauenzeitschrift, obwohl wir diese Annahme streng genommen gar nicht empirisch überprüft hatten.

Aus diesen Gründen ist beim Menschen die väterliche Investition eine in weit höherem Maße opportunistische, vom aktuellen ökologischen und sozialpolitischen Kontext abhängige Angelegenheit als es die mütterliche ist. Auch beim Menschen gilt also: Männchen können sich in ihre Kinder kümmern, tun es aber nur, wenn es nicht anders geht oder wenn es sich – sprich: im Rahmen ihres Paarungsaufwandes – lohnt (Geary 2000; Paul/Voland, 2003).

## 4 Folgerungen

Nach Darstellung der kindlichen, mütterlichen und väterlichen Perspektive werden im letzten Abschnitt Folgerungen der evolutionären Entwicklungspsychologie abgeleitet. Dabei wird eine Differenzierung entsprechend der unterschiedlichen Interessen und Motivationsneigungen der einzelnen Familienmitglieder vorgenommen.

### 4.1 Folgerungen aus der kindlichen Perspektive

Die wichtigste Entwicklungsaufgabe der ersten 18 Monaten ist die Entwicklung einer Bindung zu einer oder mehrerer primärer Bezugspersonen. Kinder profitieren in den ersten zwei Lebensjahren noch kaum vom Umgang miteinander. Erst ab etwa 18 Monaten entwickelt sich die Selbstobjektivierung, in dem das eigene figurale „Ich“ sich von dem medialen Hintergrund der Anderen abhebt. Vorher ist die phänomenologische Erlebniswelt noch von der der anderen Interaktionspartner gewissermaßen kontaminiert. Die soziale Kognitionsleistung ist bis dahin im wesentlichen nur eine Gefühlsansteckung, echte Empathie, bei der die Gefühle des Anderen als von den eigenen unterschiedlich wahrgenommen werden, ist erst mit der Selbstobjektivierung möglich (also dann, wenn sich Kinder im Spiegel erkennen können, s. Bischof-Köhler 1989, 1998).

Für die optimale kindliche Entwicklung sind in den ersten Lebensjahren allerdings soziale Erfahrungen verschiedenster Art von großer Bedeutung. Die exklusive Mutter-Kind-Beziehung ist eine sehr moderne Erscheinung und keineswegs als entwicklungsnormativ zu verstehen<sup>10</sup>. Vom Standpunkt eines einjährigen Kindes aus betrachtet wäre also die Betreuung mit mehreren, ihm zugehörigen Bezugspersonen ideal. In diesem Alter ist es auch verstärkt auf Personen

---

<sup>10</sup> Im Gegenteil ist die allzu individualisierte, auf exklusiven dyadischen Kontakt ausgerichtete Beziehung zwischen Mutter und Kind nicht ohne Grund Gegenstand freudianischer Spekulationen über die psychopathogene Ursituation der „symbiotischen“ Mutter-Kind Beziehung geworden (Chasiotis/Keller 1992).

angewiesen, die ihm vertraut sind und denen es deshalb auch vertrauen kann, weil es ohne Selbstobjektivierung und Zeitrepräsentation nicht in der Lage ist, Trennungssituationen als vorübergehend und freundlich gesinnte Personen als Bindungspersonen wahrzunehmen. Solche vertrauensvollen Umgebungen mit einer Art Erziehungspartnerschaft zwischen Eltern und Betreuern gilt es also auch bei der Krippenbetreuung zu kreieren.

Die zu betreuenden Kindergruppen sollten konvergierenden Empfehlungen zufolge im ersten Lebensjahr das Verhältnis 3 Kinder pro Betreuungsperson nicht überschreiten, im zweiten nicht mehr als 4:1 und im dritten nicht mehr als 7:1 (z.B. OECD 2004). Da auch Einzelkinder (inzwischen bereits etwa ein Drittel aller Vorschulkinder) in ihrer aktuellen Häufung eine neue Erscheinung darstellen, können altersgemischte Kindergruppen auch wichtig als Geschwisterersatz sein (Chasiotis, Hofer & Campos 2006).

Im Kleinkindalter ist zudem aus ethnologischer, entwicklungspsychologischer und kleinkindpädagogischer Perspektive inzwischen bekannt, dass Kinder nicht lange bei einer Sache bleiben und viel Bewegung brauchen, so dass eine Art Frontalunterricht, bei dem sie nur stillsitzen und zuhören, nicht als kindgerecht angesehen werden kann. Sei es körperliches Geschick, Basteln und Malen, Musik, oder das Erlernen geometrischer Grundbegriffe, alle Lernstoffe sollten in den spielerischen Kontext eingebettet werden, indem man etwa Tätigkeiten wie Singen und Kreis bilden kombiniert. Dies gilt im Übrigen für die pädagogische Umgebung aller Kinder (s. Bernhard 1988).

#### *4.2 Folgerungen aus der elterlichen Perspektive*

Nicht nur für die Kinder, auch für die Mütter sind soziale Strukturen der Unterstützung notwendig. Mütter sollten mit der Betreuung nicht alleine gelassen werden, da das eine evolutionär neuartige und damit ungewohnte Situation für sie darstellt. Allerdings sollte nicht unterschätzt werden, dass die Fürsorgemotivation nichtverwandter oder gar häufig wechselnder Tagesmütter nicht selbstverständlich ist und nur eingefordert zu werden braucht. Die Fürsorglichkeit und Sensibilität, die eine fremde, nichtverwandte Person für die Betreuung eines Kleinkindes aufbringen muss, ist deshalb auch davon abhängig, wie sie in ein Unterstützungssystem eingebunden ist.

Aktuell wird in der Öffentlichkeit häufig ein höheres männliches Engagement in der Familie eingefordert. Der soziale Kontext, in dem Kinderaufzucht eine kollektive Sache der Frauen war, ist oft nicht mehr mit den auf Mobilität und Flexibilität setzenden Lebensumständen der modernen Frau zu vereinbaren. Ein Grund der reduzierten Fruchtbarkeit der Gesellschaften nach dem demogra-

phischen Übergang von hohen zu niedrigen Sterbe- und Geburtenraten scheint demnach auch der Wegfall der in der Regel aus nahen Verwandten bestehenden sozialen Unterstützungsnetzwerke zu sein (Turke 1989; Voland et al. 2005).

Dies ist ein wichtiger Grund, warum Männer für die heutigen jungen Frauen, die gern eine Familie oder ein Kind haben möchten, zu den Hauptadressaten ihrer Betreuungsansprüche geworden sind: Verwandte sind einfach nicht da oder zumindest nicht mehr in unmittelbarer Nähe (Nosaka/Chasiotis 2005). Dieser häufige Wegfall verwandtschaftlicher Unterstützung in urbanen Gesellschaften könnte wiederum zu einer weiteren Erhöhung der weiblichen Anspruchskriterien bei der Partnerwahl beitragen: Wenn ich schon nicht auf ein soziales Unterstützungsnetzwerk von Verwandten, Freunden und Nachbarn zurückgreifen kann und ohnehin die Wahl habe, dann sollte der Mann, der dauerhaft in mein Leben treten will, zusätzlich zu den wünschenswerten Attributen wie Intelligenz und Ehrgeiz (Buss 2004) auch ein engagierter Familienvater sein. Das AS-Lager führt bei der Erörterung der Partnerwahlpräferenzen hier das Argument der strukturellen Ungleichheit an, um darauf hinzuweisen, dass die weibliche Präferenz für soziale Erfolgsmerkmale nur ein Indiz für deren soziale Benachteiligung ist. Wie Untersuchungen an finanziell unabhängigen Frauen mit höherem Sozialstatus jedoch gezeigt haben, bevorzugen auch sozial erfolgreiche Frauen Männer mit Erfolgsmerkmalen (Wiedermann/Allgeier 1992): Frauen brauchen keine erfolgreichen Männer, sie wollen sie nur.

Dies wiederum bedeutet, dass die Motivation zum sozialen und beruflichen Aufstieg für Männer essentieller für deren Marktwert auf dem Partnerschaftsmarkt ist als für Frauen. So ist zu konstatieren, dass reine Hausmänner für beiderlei Geschlechter aus unterschiedlichen Gründen unattraktiv sind: Für Männer, weil das Hausmann-dasein mit geringem Status und zu wenig Profilierungsmöglichkeiten einhergeht und für Frauen, weil den meisten Frauen reine Hausmänner einfach nicht gefallen (Bischof-Köhler 2006).

Angesichts unserer evolutionspsychologischen, motivationalen Ausstattung ist deshalb zu bedenken, dass es eine kulturspezifische und für den in modernen Industriegesellschaften gültigen Zeitgeist vielleicht nahe liegende, aber neue und deshalb fragile Argumentation ist, in der Betreuungsdebatte Männer über die ihren statusorientierten Neigungen entsprechenden fürsorglichen Tätigkeiten hinaus als potentielle Hausmänner in die Pflicht zu nehmen. Kinderbetreuung war stammes- und kulturgeschichtlich bisher fast ausschließlich Frauensache. Das bedeutet keineswegs, dass es so bleiben müsste oder gar sollte, es heißt aber, dass diese Anforderung an den modernen Mann nicht unproblematisch sein könnte, wenn sie nicht seinen geschlechtstypischen Motivationsneigungen Rechnung trägt. Deshalb ist es angesichts der soeben angeführten evolutionären Erb-lasten der Geschlechter ein wenig naiv, nur an die Einsicht der Männer zu appel-

lieren, sich vermehrt in der Familie zu engagieren; zudem ist es bequem, weil solche Appelle nichts kosten. Ohne kostenträchtige sozialpolitische Anreize (etwa durch die Aufwertung von Hausarbeit) wird es jedoch nicht gelingen, eine für alle Familienmitglieder befriedigende Vereinbarkeit von Familie und Beruf gewährleisten zu können. Auf diesen letzten Aspekt kommen wir im Folgenden zu sprechen.

## 5 Fazit: Investieren statt psychologisieren

Die Ausführungen begannen mit der Distanzierung von einfachen Dichotomen entlang der ideologischen Lager in der Krippendebatte. Im Laufe dieses Beitrages sollte deutlich geworden sein, dass weder ein Erkenntnisgewinn, noch angemessene anwendungsorientierte Entscheidungen von den Vereinfachungen und Generalisierungen beider Lager zu erwarten sind. Andererseits wurde auch hin und wieder auf unfreiwillige Gemeinsamkeiten hingewiesen. Auf eine letzte wollen wir im Fazit zu sprechen kommen. Worin sich diese vermeintlich so unterschiedlichen ideologischen Lager auch ähnlich sind, ist nicht zuletzt die individualistische Psychologisierung der Problematik. Ob nun EH oder AS: Jede/r scheint es demnach unabhängig von ihrer/seiner augenblicklichen Situation selbst in der Hand zu haben, die richtige Entscheidung zu treffen. Das gilt jedoch nur für einen Teil der Betroffenen. Analog zur Argumentation, wonach sich auch nur der gesund ernähren kann, der es sich finanziell leisten kann, sollte auch hier nur dann von günstigen Entscheidungsmöglichkeiten die Rede sein, wenn die sozioökonomischen Rahmenbedingungen stimmen.

Zur Krippendiskussion werden vor allem die Ergebnisse der seit 1991 in den USA laufenden Langzeitprojektes der Study of Early Child Care des National Institute of Child Health and Human Development herangezogen. Ziel des aufwendigen Unternehmens war es bekanntlich herauszufinden, wie sich die Art der Betreuung in den ersten Lebensjahren auf die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen auswirkt. Das meines Erachtens noch unzureichend gewürdigte Hauptergebnis dieser und ähnlicher Studien ist dabei der immer noch und weitgehend unabhängig von der Qualität der Krippenbetreuung vorhandene Einfluss der Eltern auf die Entwicklung des Kindes – also selbst wenn das Kind zehn Stunden am Tag außer Haus untergebracht wird. Daraus ergeben sich zwei Konsequenzen: Zum einen scheinen der Bildungsstand der Eltern und ihr Umgang mit dem Kind wichtiger zu sein als die Merkmale der Krippenbetreuung, zum anderen bedeutet das umgekehrt, dass eine gute Tagesbetreuung die Bildungschancen vor allem für die Kinder erhöht, die es nötig haben, weil sie zu Hause weniger gefördert werden.